

Unter TALIBAN



LAMAR, 19 Jahre alt, studierte Rechtswissenschaften in Kabul – bis die Taliban den Frauen das Studieren verboten. Aus einem geheimen Haus blickte Lamar für uns auf die Welt und Afghanistan. In den letzten beiden Folgen erzählt sie über ihre Flucht. Teil 1

Ich erstarrte vor dem Grenzbeamten

Wir alle wissen, dass wir hin und wieder Risiken eingehen müssen, um weiterzukommen. Aber ob man ein Risiko eingeht, dass einen das Leben kosten kann, ist eine schwere Entscheidung. Sollte ich noch einen Fluchtversuch aus Afghanistan riskieren? Es gab da eine Möglichkeit, über Pakistan nach Katar zu kommen. Ich hatte bereits vier gescheiterte Evakuierungen hinter mir. Ich sprach mit meiner Familie, dann war ich entschlossen, den Versuch zu wagen, zu Fuß über die afghanisch-pakistanische Grenze auszureisen.

In der Familie weinten alle, weil wir nicht wussten, ob wir uns wiedersehen würden. Meine Mutter betete tagelang für mich. Denn die Frage, die niemand beantworten konnte, lautete: Was passiert, wenn mich die Taliban oder die Polizei daran hindern würden, die Grenze zu passieren?

Als ich mich von allen verabschiedete, konnte ich sie nicht ansehen: Die Menschen, die mich großgezogen und meine Hand gehalten hatten, hatten Tränen in den Augen. Mein Vater, den ich nie hatte weinen sehen, weinte, weil wir nun getrennt sein würden. Die Reise aus Kabul heraus begann gegen Mitternacht. Ich hatte nicht geschlafen, weil ich so aufgeregt war. Ich hatte mit einem meiner männlichen Begleiter zuvor ein Auto gemietet, und während der Fahrt dachte ich über meine Zukunft nach: Was wird passieren? Was soll ich tun, wenn ich in Katar ankomme? Was mache ich, wenn das Heimweh zu stark wird? Bin ich stark genug, um in einem fremden Staat klarzukommen? Das waren meine größten Sorgen – aber noch lag die Grenze vor mir.

Unterwegs in der Dunkelheit tauchten immer wieder Checkpoints der Taliban auf, sie kontrollierten die Personalausweise. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Außerdem war ich aufgeregt wegen des Geldes. Wenn die Taliban oder die pakistanische Polizei es finden würden, müsste ich Bestechungsgeld zahlen. Ich hatte das Geld in meinem Koffer versteckt und machte mir deshalb die ganze Zeit Gedanken.

Nach einer fünfständigen Fahrt sind wir an den Grenzposten gekommen. Ich war verwirrt, müde, nervös. Es war viel los, tausende Menschen warteten darauf, Stempel für ihre Ein- oder Ausreise-Visa zu bekommen. Wir warteten eine weitere Stunde in der Schlange für die Sicherheitskontrolle auf afghanischer Seite.

Der Posten wird von den Taliban verwaltet. Ich sah Teenager, zwischen 12 und 18 Jahren, die Getränke und Wasser verkauften, schweres Gepäck und andere Dinge trugen. Es machte mich traurig, sie in dieser schwierigen Lage und an diesem düsteren Ort zu sehen. Statt zur Schule zu gehen, sind sie zur Kinderarbeit gezwungen. Meine Gedanken schweiften ab, wieder musste ich an meine Familie denken, die ich zurückließ.

Plötzlich kam das Gefühl auf, dass ich den Wert der schönen Tage mit meinen Eltern und Geschwistern nicht ausreichend wertgeschätzt hatte. Wenn mein älterer Bruder meinen Namen ausgesprochen hat, dann doch immer voller Respekt und Liebe. Jetzt, wo ich fort war, wurde mir der Wert von Familie bewusst. Und wieder fühlte ich den Schmerz darüber, nicht zu wissen, ob ich sie wiedersehen kann.

Momente später wurde ich aus allen Gedanken gerissen. Ein Taliban stand vor mir, wir waren ja noch immer im Kontrollbereich. Ich hoffte, dass er nur meine Taschen und nicht den Koffer öffnen würde. Und plötzlich sagte ich etwas auf Englisch, so nervös war ich. Ich erstarrte. Ich war fast überrascht, dass man mich nicht sofort festnahm. Die Zeit stand still. Der Koffer stand neben mir. Würde ich mein Heimatland verlassen dürfen?

— Lesen Sie in der nächsten Woche, wie es an der Grenze zu Pakistan weiterging. Aus dem Englischen übersetzt von Indra Musiol und Tilmann Röder. Diese Kolumne erscheint hier sonntags.

Wut und Weltklugheit

Spanien ist das Gastland der diesjährigen Frankfurter Buchmesse. Ein Streifzug durch seine Literatur

VON ALBERT BUSCHMANN

1991 leuchtete Spanien schon einmal als Gastland der Frankfurter Buchmesse. Gerade hatte Camilo José Cela den Literatur-nobelpreis erhalten, in seinem Windschatten wurden Javier Marías und Antonio Muñoz Molina bekannt, Manuel Vázquez Montalbán, Rosa Montero, Eduardo Mendoza und andere. Die Übersetzer kamen kaum hinterher, und schon bald folgte die nächste Welle mit Manuel Rivas, Javier Cercas oder Rafael Chirbes.

Inzwischen ist es um Spaniens Literatur merklich ruhiger geworden. Seit gut zehn Jahren wird weniger übersetzt, und seit Carlos Ruiz Zafóns „Der Schatten des Windes“ (2003) und Jaime Cabrés „Die Stimmen des Flusses“ (2007) hat kaum noch ein spanischer Titel ein großes Publikum angesprochen. Fernando Aramburus Roman „Patria“ war vor vier Jahren der letzte. Woran liegt's?

Im Vergleich zu 1991 haben sich die Rahmenbedingungen völlig verändert: die noch größere Dominanz des Englischen, der Niedergang vieler Rezensionsmedien, die Konkurrenz durch die Digitalisierung. Doch es stellt sich zudem die Frage, ob es nicht auch an der Literatur selbst liegt. Finden jüngere Autorinnen und Autoren keine ähnlich kreativen Formen des Ausdrucks wie die Generation, die sich aus der Franco-Diktatur herauschreiben musste? Fehlt ihr der Zugriff auf zeitgenössische Stoffe? Beim Blick auf die Bücher, die nicht zuletzt dank der Übersetzungsförderung des spanischen Kulturministeriums zur Buchmesse erschienen sind, lassen sich diese Fragen nur mit einem klaren Nein beantworten.

Drei Dinge fallen auf: die starke Präsenz von Autorinnen. Der Fokus auf Krisenerzählungen. Und viel Wut. Von den gut hundert Autorinnen und Autoren, die zur Buchmesse anreisen, sind deutlich mehr als die Hälfte Frauen. In Cristina Morales' Roman „Leichte Sprache“ (Matthes & Seitz) erzählen vier Frauen mit einer geistigen Behinderung von ihrem Leben in einem betreuten Wohnprojekt, in eben der titelgebenden „leichten Sprache“. Zu Recht preisgekrönt wurde Friederike von Criegerns Übersetzung. Sie musste für den an Sprachkonventionen und Denkgewohnheiten rüttelnden Text streckenweise eigene deutsche Kontexte erfinden; nach der Lektüre wird man nie wieder über leichte Sprache die Nase rümpfen. Eher fragt man sich, was Sprechers zu verschweigen hilft.

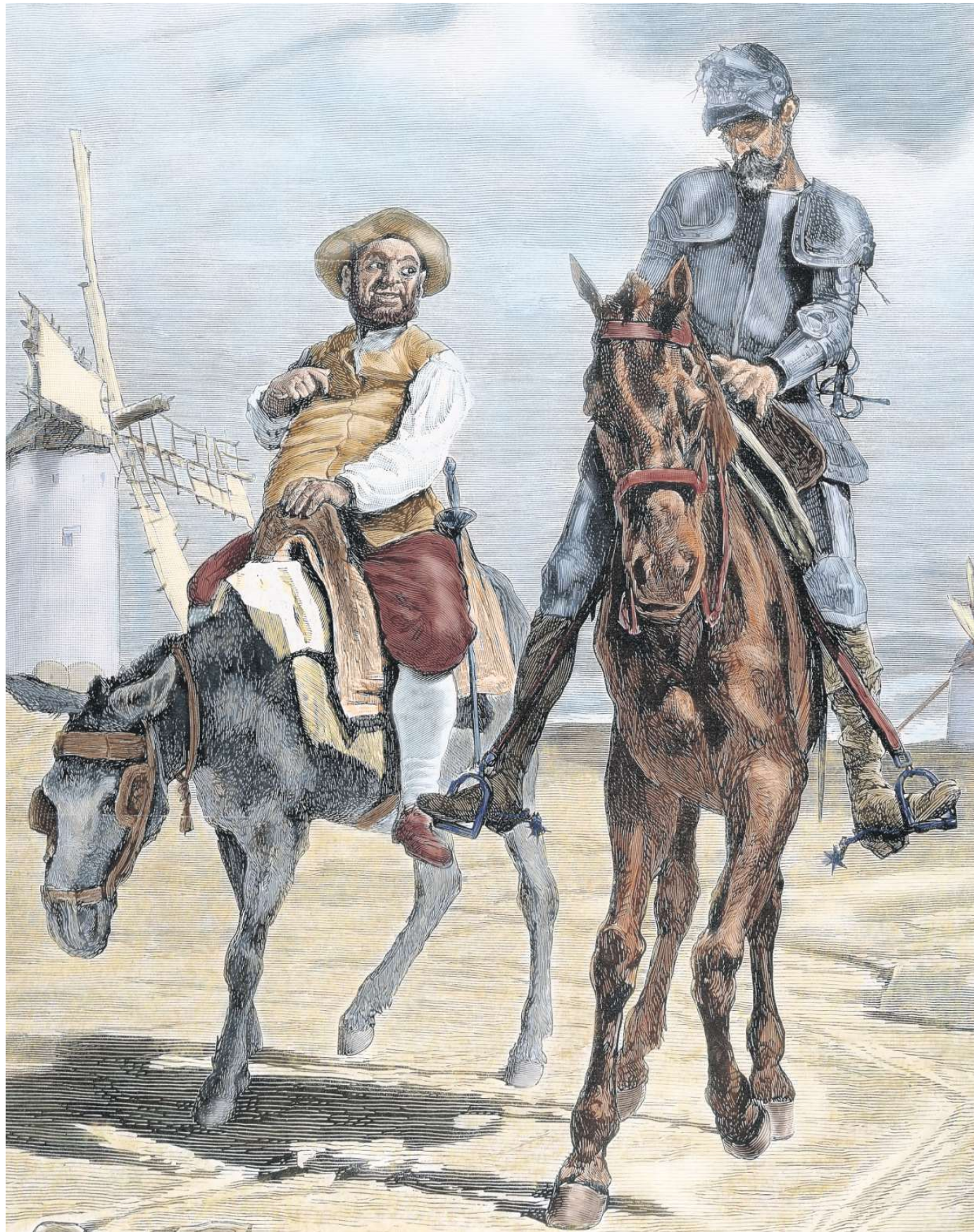
Stiller ist Sara Mesas Roman „Eine Liebe“ (Wagenbach), der gut zum Zurück-auf's-Land-Trend der deutschen Gegenwartsliteratur passt. Nur mietet sich die Hauptfigur, die Übersetzerin Nat, aus blanker Geldnot in ein billiges Haus weitab der Großstadt ein. Mit den Nachbarn fremdelt sie, auch mit den Hunden und Männern rundum, die das Häuschen und die Neue beäugen. Aus der Kombination von Prekariat und Einsamkeit in langweiliger Landschaft entwickelt MESA das zarte Porträt einer Frau, die sich die Frage stellt, wo sie im Leben steht.

Einen ähnlich feinen Stil pflegt Elena Medel, deren Lyrik leider nicht übersetzt ist, wohl aber ihr erster Roman „Die Wunder“ (Suhrkamp). Dieser schildert vordergründig die Begegnung zwischen María und ihrer Enkelin Alicia. Darin eingebettet ist die Geschichte der Selbstermächtigung spanischer Frauen seit den sechziger Jahren; „Die Wunder“ erzählt die Geschichte von der Überwindung der Diktatur aus feministischer Sicht und analysiert deren Langzeitfolgen.

Eins haben alle Figuren dieser Romane gemeinsam: Armut bestimmt ihren Alltag, beherrscht ihr Leben, beschneidet ihre Freiheit. Kein Wunder: Seit 2008 wurde Spanien von der Finanz- und Immobilienkrise regelrecht geißelt; Hunderttausende verloren Arbeit, Wohnung, Existenz, während Banken mit Milliarden gerettet wurden. Auch das könnte ein Grund sein für die Schwierigkeiten der spanischen Literatur auf dem deutschen Buchmarkt: Für die Spanier ist die Krise scharfkantige Gegenwart, im Gegensatz zu den Deutschen haben sie die Angst davor längst hinter sich.

Ganz unmittelbar auf diesen sozialen Kahlschlag antwortet Isaak Rosas Roman „Das dunkle Zimmer“ (Liebeskind), in dem zunächst eindringlich der selbstvergessene Hedonismus der Figuren ausgemalt wird. Vor diesem Hintergrund heben sich die fragmentierten Erzählsplitter über ihren Absturz umso greller ab. Jetzt flüchten die jungen Leute in das titelgebende dunkle Zimmer, einst Freiraum unbeschwertem Vergnügens, nun Rückzugraum für die Suche nach Auswegen, die sie wieder zu Subjekten ihres eigenen Lebens machen könnte.

Die Form der Dystopie ermöglicht eine Antwort auf die Erkenntnis, dass die Welt aus den Fugen gerät: In Elisa Levis Ro-



Weltliteratur. Miguel de Cervantes' Figuren Don Quijote und Sancho Panza, hier auf einer Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert. Foto: Imago

ANZEIGE

GROPIUS BAU 26 INTERNATIONALE KUNSTLERISCHE POSITIONEN

YOYI!

CARE REPAIR HEAL

16.9.22 - 15.1.23

man „Anderes kenne ich nicht“ (Trabanten Verlag) ist es das Brennen im Bauch der Protagonistin Lea, mit dem ihre Suche nach einer Erklärung beginnt, warum die alte Welt untergegangen ist. Noch unwirtlicher geht es bei Ray Loriga zu: In „Kapitulation“ (Culturbooks) retten sich die Überlebenden eines großen Krieges unter eine gigantische Schutzkuppel, wo für alles gesorgt ist: der Alptraum eines Überwachungs- und Sozialstaats.

Nicht die Welt, auf die sie blicken, ist grundsätzlich anders als hier in Deutschland, sondern die Haltung und der Erfahrungsschatz, mit dem spanische Autorinnen diese Welt erfassen. Das betrifft auch die Frage, wie Heimat in einer Welt globaler Migration zu denken wäre. Familienromane bieten hierfür das Gerüst. Erzählerisch stabilisiert wird dieses in Najat El Hachmis „Der letzte Patriarch“ (Wagen-

bach) durch die Brücke von Afrika nach Europa, von Marokko nach Katalonien und damit in eine neue Heimat. Um in der neuen Gegenwart zu Hause sein zu können, nicht in einer von den Eltern idealisierten vergangenen Welt, müssen zuerst starke Väter überwunden werden. Dieses Motiv spielt sowohl bei El Hachmi wie in Katixa Agirres „Die lustlosen Touristen“ (Converso) eine Rolle, bei Agirre vor dem Hintergrund der Spannungen zwischen baskischer und spanischer Identitätsbehauptung.

Dass bereits etablierte Autorinnen mit neuen Titeln präsent sind, versteht sich von selbst. Posthum erschienen der fünfte Roman aus Almudena Grandes Serie über die Folgen des Bürgerkriegs, „Die drei Hochzeiten von Manolita“ (Hanser), ebenso Javier Marías neuerliche Dekonstruktion des Spionageromans „Tomás Nevinson“ (S. Fischer). Es gibt aber auch Neu- und Wiederentdeckungen. Herausragend ist die vierbändige zweisprachige Anthologie „Spanische und Lateinamerikanische Lyrik“ (C.H. Beck). Auf über 2000 Seiten, reich erläutert und kommentiert von den Übersetzern und Herausgebern um Martin von Koppenfels, lädt sie ein zur Entdeckung prägender Dichter der spanischsprachigen Welt, die sich bis Ende des 19. Jahrhunderts literarisch als Einheit verstand. Eine wahrhaft monumentale Sammlung, weil sie ihren Kanon nicht aus vorliegenden Anthologien fortschreibt, sondern gerade in den vielen Erstübersetzungen ästhetisch neue Maßstäbe setzt.

Die Wiederentdeckungen demonstrieren überdies, wie gründlich die Fokussierung auf Zentraleuropa den spanischen Beitrag zur literarischen Moderne ignoriert hat: Miguel de Unamunos Roman „Nebel“ (Weidle Verlag) von 1914 gehört in eine Reihe mit Joyce' „Ulysses“ oder Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Denn die Liebesgeschichten, die sich hier der unglückliche Schriftsteller Augusto Pérez imaginiert, führen schnell zu einer Infragestellung dessen, was Erzählen eigentlich ist und welche Folgen sich daraus ergeben.

Die Meisterschaft im Umgang mit Fiktionsironie und Autofiktionalität kennzeichnet eine weitere, auch in Spanien gerade erst neu veröffentlichte Wiederentdeckung: „Juan Belmonte. Stiertöter. Eine Biographie“ (Friedenauer Presse) von Manuel Chaves Nogales, einem Starjournalisten der zwanziger Jahre. Nogales erzählt von dem besten Stierkämpfer aller Zeiten, und zwar so, dass sein Buch sich gleichermaßen als Autobiografie wie als Roman lesen lässt, als Künstlerporträt und Sozialstudie.

Wiederbegegnungen mit der Literatur des Goldenen Zeitalters ermöglichen die Selbstbefragung der Mystikerin Teresa von Avila, „Die innere Burg“ (Diogenes), und Hans Ulrich Gumbrechts Neuübersetzung von Baltasar Graciáns „Handorakel und Kunst der Weltklugheit“ (Reclam).

Einst grübelte Gracián, ob der Rückzug aufs Land nicht retten würde vor den Intrigen bei Hof. Heute malt Santiago Lorenzo in „Wir alle sind Widerlinge“ (Heyne) die Freuden der Stadtfucht aus und schafft es, zugleich witzig und ein wenig menschenfeindlich zu schreiben. Denn, so die Überzeugung seiner Hauptfigur: Wenn jetzt alle zurück aufs Land ziehen, hat die beglückende Einsamkeit dort schnell ein Ende. Dem widerspricht Sergio del Molino in seiner literarischen Reportage „Leeres Spanien. Reise in ein Land, das es nie gab“ (Wagenbach). Mehr als zwei Drittel der Spanier, so der Befund, leben in Madrid oder an den Küsten – der Rest ist kaum noch bewohnt. Sergio del Molino zeigt, was bleibt, wenn alle wegziehen und niemand mehr kommt.

Auch Sachbücher haben in Spanien eine große Bedeutung. So der Bestseller „Papyrus. Die Geschichte der Welt in Büchern“ (Diogenes) von der Althilologin Irene Vallejo. Persönlich, aber auch sehr fachkundig arrangiert Vallejo diese Geschichte des Lesens seit der Antike. Einziger Wermutstropfen: Zwischen durch wirkt ihr Parforceritt wie der Rückblick aus einer Zukunft, in der Bücher keine Bedeutung mehr haben. Die spanische Gegenwartsliteratur jedoch beweist, dass das bei Weitem nicht der Fall ist.

Deutschlands Ansehen nimmt Schaden

Das Goethe-Institut und die Sparpolitik

Die Auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik steht an einem Wendepunkt. Der Deutsche Akademische Austauschdienst, die Alexander-von-Humboldt-Stiftung, und vor allem das Goethe-Institut leiden unter Finanznot. Beim Goethe-Institut mit seinen 158 Niederlassungen in 98 Ländern spitzt sich die Lage zu. „Wenn es so bleibt, müssen wir Institute schließen“, sagt Generalsekretär Johannes Ebert.

Von ehemals 250 Millionen Euro pro Jahr sind im Bundeshaushalt für 2023 nur noch 224 Millionen Euro vorgesehen, eine Kürzung von 10,5 Prozent. Hinzu kommen die hohen Inflationsraten und der Wertverlust des Euro gegenüber anderen Währungen.

Das trifft natürlich nicht nur das Goethe-Institut, aber dort hat man auch noch mit verminderten Eigeneinnahmen bei den Sprachkursen zu kämpfen. Diese betragen 2019 noch 95 Millionen Euro und haben sich durch die Corona-Pandemie um ein Drittel reduziert. Ebert weiß, dass es in der globalen Krise keine Ausnahmen gibt: „Wir sind bereit, uns an den Sparmaßnahmen zu beteiligen, aber im jetzigen Umfang wird dadurch zu viel Schaden angerichtet.“

10,5 Prozent: Das wäre eine harte Kürzung

Die Schäden sind konkret zu beziffern. Fortbildungsprogramme für 4500 Deutschlehrer des Goethe-Instituts mussten gestrichen werden. Ebenso viele Kulturveranstaltungen, Workshops und Künstlerresidenzen wurden schon abgesagt. „Alles wird im Moment heruntergefahren“, sagt Johannes Ebert: „Unsere Partner in den diversen Ländern sind frustriert und haben kein Verständnis dafür.“

Die weiterreichenden Folgen des harten Sparkurses lassen sich nicht so einfach messen. Denn sie betreffen das Ansehen der Bundesrepublik Deutschland. Das hat gelitten durch die anfangs zögerliche Haltung der Bundesregierung bei den Waffenlieferungen für die Ukraine, die sich verzweifelt gegen den russischen Terrorkrieg wehrt. Auch die Berliner Energiepolitik des Alleingangs bei den Gaspreisen führt in der Europäischen Union zu Irritationen. Nun muss sich auch die deutsche Bildungs- und Kulturpolitik im Ausland teilweise zurückziehen, muss passen bei Kooperationen.

Es ist eine abrupte Abkehr von der langjährigen Praxis. Die Mittlertätigkeit des Goethe-Instituts hat sich bei der Beratung und Qualifizierung von Fachkräften im Ausland bewährt. Sollten tatsächlich wegen der Einsparungen Institute ihre Arbeit einstellen müssen, wäre dies ein harter Bruch gewachsener Strukturen.

Es sei die demokratische Aufgabe von Staaten und seiner Kulturmittler, die Freiheit und Integrität von Kunst und Kultur zu verteidigen, sagte Bundesaußenministerin Annalena Baerbock kürzlich auf einer Veranstaltung des Goethe-Instituts in Weimar. Sie bekräftigte, dass die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik weiterhin wichtiger Bestandteil der deutschen Außenpolitik sei. Mit Hilfsprogrammen für Menschen, die aus der Ukraine flüchten, hat das Goethe-Institut schnell reagiert, dafür gab es Sondermittel vom Bund. Zu den Kürzungen sagte sie nichts. Aber bis zu den entscheidenden Sitzungen der Gremien im Bundestag Mitte November ist noch etwas Zeit. Da können die Abgeordneten noch Korrekturen vornehmen.

Es steckt in der globalen Kulturarbeit eine spezielle Dynamik, und nicht alles wird sogleich sichtbar. Tatsächlich findet ein Wettlauf der Systeme auch auf diesem Gebiet statt. China hat sich in Afrika nicht nur auf Industrieprojekte und Infrastruktur kapriziert, um sich Einfluss und Rohstoffe zu sichern. Auch in der Bildungspolitik sind die Chinesen fleißig dabei, ihr Gesellschaftsmodell zu promoten. Ähnliche Aktivitäten von russischer Seite sind in Südostasien festzustellen.

Demokratie lässt sich nicht exportieren. Aber auswärtige Kulturarbeit kann Räume der Freiheit schaffen, dafür gibt es viele Beispiele, von Kairo bis nach Kabul. Außenministerin Baerbock bezeichnete das Goethe-Institut als „Übersetzer zwischen verschiedenen Lebenswelten und als Ort, der Menschen zusammenbringt“. Es ist ihr Haushalt, in dem das Goethe-Institut ressortiert. RÜDIGER SCHAPER

Es geht auch um eine globale Konkurrenz der Systeme